

Aufwärts. Jahrgang 6, Nr. 24 November 26, 1953

Köln: Bund-Verlag, November 26, 1953

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.

AUFWÄRTS

Wir kennen weder diese Braut noch ihren Bräutigam. Wir waren auch nicht auf der Hochzeit. Aber wir sind sicher, daß es eine glückliche Braut war und dieser Tag der schönste ihres Lebens. Denn an diesem Tage gingen ihre Träume und Wünsche in Erfüllung. Träume und Wünsche sind aber ein zartes Gewebe, hauchfein wie ein Brautschleier. Da bedarf es nur eines einzigen kalten Windstoßes, und das ganze Gewebe ist auf und davon geweht. Vielleicht ist auch der Windstoß, der so unziemlich den Schleier unserer jungen Braut auf dem Titelbild durcheinanderwirbelt, eine hochzeitstägliche Mahnung. Denn eine Ehe ist keine ewige sternbeglänzte Nacht am mondbeschiedenen See. „Liebe ist hart“, hat Knut Hamsun gesagt. Mit der Hochzeit fängt der Ernst der großen Liebe an. Wie junge Ehen heute leben, zeigt Aufwärts in seinem Bildbericht, Seite 7.



Fußball- spieler zu verkaufen

Handelsobjekt: 16- bis 17jährige Jungen

So ist es an jedem Sonntagmorgen: Fünfzehn- bis siebzehnjährige Jugendliche spielen auf den Plätzen vieler kleiner, unbekannter Vereine Fußball. Zuschauer sind kaum zu sehen, und doch sind sehr aufmerksame Beobachter auf diesen kleinen Plätzen. Sie suchen Talente.

In München geschah vor einigen Wochen folgendes:

Da war Beobachtern aufgefallen, als sie den Sportplatz des Sportvereins Helios, besuchten,

daß da ein junger Mann mit Namen Schneider einen sehr guten Fußball spielte. Man sah sich den Jungen noch ein paarmal an und kam ins Gespräch mit den Verantwortlichen des kleinen Vereins, der, wie fast alle kleinen Vereine, in Geldnot war, und bald war es soweit. Der siebzehnjährige Schneider wechselte zum großen Vertragsspielerverein über. Helios erhielt dafür 500 DM. Die Sache kam 'raus. Wie, ist nicht wichtig. Der große Verein erhielt vom Fußballverband eine Strafe von 200 DM, der kleine eine Strafe von 100 DM.

Was hier in München geschah, kann in jeder anderen deutschen Stadt geschehen sein. Man kann sagen: geschieht dort. Überall sind sie heute auf der Jagd nach jungen, guten Fußballspielern. Überall wird gekauft und verkauft.

Darum geht es: Minderjährige Spieler, junge Arbeiter und Angestellte, Lehrlinge und Schüler werden als Handelsobjekte benutzt. Über sie wird verhandelt und gefeilscht. Sie selbst wissen es heute zu genau, daß dies geschieht. Sie beginnen selbst an Geld zu denken.

Beim Spiel, bei der Arbeit, in der Freizeit denken sie daran, daß sie eines Tages mit ihren Beinen Geld verdienen können. Die jungen Amateure spielen zwar noch als Amateure, sind es aber in Wirklichkeit längst nicht mehr.

Und so kommt es, daß kaum eine Woche vergeht, in der nicht irgendwo über einen kleinen oder großen Sportskandal berichtet wird.

Es beginnt dies sonntags morgens auf den kleinen Sportplätzen und endet wie der Fall Schröder, Bremen, der auf unlautere Weise ge-

kauft wurde und selbst 15 000 DM an Geld bekam.

Die Unehrlichkeit und Unlauterkeit im deutschen Sport, vor allem im Fußball, nimmt immer breitere Formen an und bringt es zwangsläufig mit sich, daß junge Menschen in immer größerem Umfang davon erfaßt werden.

Es ist an der Zeit, daß bald Klarheit und saubere Verhältnisse geschafft werden und vor allem junge Menschen möglichst lange frei und ungezwungen ihren Sport ausüben können. Als Erholung und zur Freude.

Es muß unmöglich sein, daß schon über Sechzehn- bis Siebzehnjährige verhandelt wird und sie wie eine Ware von einem Verein dem anderen verkauft werden.

Liebesperlen-Panzer

Bei einem Übungsflugangriff auf Washington wurde vor kurzem eine Atombombe zur Explosion gebracht — natürlich nur rein theoretisch. Man hat dabei (natürlich nur rein theoretisch) 150 000 Tote festgestellt. Das ist eine runde Summe, und wie steil der „Öffentlichkeit“ bei diesen vielversprechenden Zukunftsaussichten die Haare zu Berge gestanden haben, wurde in unseren Zeitungen nicht berichtet. Ist ja auch nicht notwendig, denn Amerika ist ja so weit weg.

Bei uns ist man in solchen Sachen viel zarter. Man spricht in der Öffentlichkeit möglichst wenig davon. Wenn sich's aber nicht umgehen

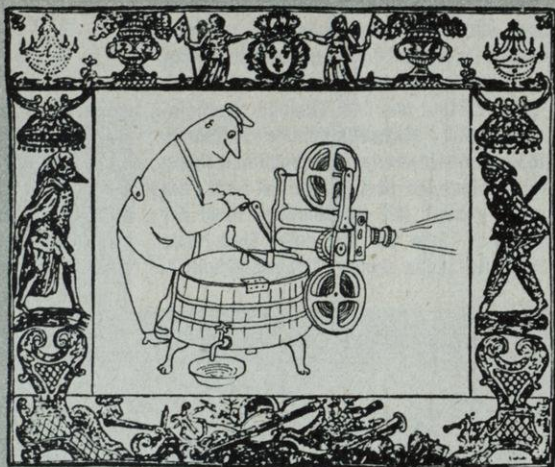
läßt, Panzer und andere Requisiten moderner Kriegführung zu erwähnen, dann bitte in netter, ansprechender Form. Besonders die heranwachsende Generation braucht ja beileibe nicht alles zu wissen, was die Staatsmänner vorhaben und wie so was im Ernstfall aussieht.

Da ist ein kleiner Verkaufsstand auf einem unserer Bahnhöfe sehr zu loben. Zwischen Rahmbonbons, Schokolade, Zigaretten und Wiener Würstchen stehen dort kleine, süße Panzer, hübsch aus Blech gestanzt, mit Ketten und einer niedlichen Kanone. Das Ganze kostet 15 Pfennig — wirklich preiswert, vor allem, wenn man bedenkt, was die Großausgabe von diesen Dingen kostet.

„Das ist gerade das Richtige für Jungen!“ so wurde dieses Erzeugnis „Made in Germany“ angepriesen. Bestimmt. Besonders einleuchtend, als noch hinzugefügt wurde, daß es ja nicht nur auf die Umhüllung, sondern auch auf den Inhalt ankäme. Und der ist goldrichtig! Diese kleinen Panzer sind nämlich mit Liebesperlen gefüllt! Das trifft doch den Nagel mitten ins Gesicht — Liebesperlen in Panzern! In der Schule lernten wir: „Süß und ehrenvoll ist es, für das Vaterland zu sterben!“ Soll das wohl durch die Liebesperlen-Panzer demonstriert werden?

Wie dem auch sei — es ist jedenfalls verdienstlich, der Jugend schon frühzeitig beizubringen, daß der Kommiß im Grunde genommen eine recht schmackhafte Sache ist. Insofern sind die Liebesperlen-Panzer sicher militärpsychologisch besonders wertvoll.

Preis und Dank ihrem Konstrukteur! Hans Winkler



Bügelfertig

Während sich die Hausfrauen im Kino von Othley (England) einen Film ansehen, wird im Keller des Theaters ihre Wäsche kostenlos gewaschen. Der Inhaber stellte eine moderne Maschine auf, so daß sie nach der Vorstellung bügelfertig ist. Das Kino ist seitdem nie leer.

Vorsicht ist keine Feigheit

Der Gemeindefunktor von Issum überreichte 27 Schulkindern einen Ehrenwimpel mit dem Wappen des Ortes. Die Schulkinder hatten in der Radfahrprüfung der Schulen am erfolgreichsten abgeschnitten. Auf der Rückseite der Wimpel steht: „Vorsicht ist keine Feigheit, Leichtsinns kein Mut.“

Rare Pfennige

In Hammelburg sind die Pfennige knapp. Oft ist es so, daß die Geschäftsleute nicht herausgehen können.

Nun hat sich ein Verbraucher ausgerechnet, was er im Laufe eines Jahres alles als „Pfennigersatz“ einstecken mußte:

1211 Brühwürfel	je 4 Pf.
710 Bonbons	je 3 „
523 Bonbons	je 2 „
964 Bonbons	je 1 „

Insgesamt entspricht das ungefähr einem Geldwert von 90.— DM. Der „Statistiker“ findet, daß das ein seltsamer Rabatt ist.

Alternative

Die Stadtverwaltung von Pasadena hat an den großen Einfahrtsstraßen in die Gemeinde folgende originelle Tafeln anbringen lassen: „Automobilisten! Fahrt langsam, dann seht ihr unsere Stadt! Oder fahrt schnell, dann seht ihr unser Gefängnis!“

Kriegerische Zeiten

Nach einer Pressemitteilung hat ein amerikanischer Statistiker errechnet, daß von den 3865 Jahren, die vergangen sind, seitdem man nachweisbar von „internationalen Beziehungen“ sprechen könne, nur 328 Jahre völligen Friedens auf der Welt waren. In dieser Zeit wurden 8000 Friedensverträge abgeschlossen. Für die letzten 300 Jahre entfallen nach dieser Berechnung allein auf Europa 327 Kriege.

Zeigt her eure Hände

Vermutlich gibt's das auch noch anderswo in Deutschland, zur Nachahmung ist es auf jeden Fall empfehlenswert:

In Oberhausen hat die Stadtbücherei eine Kinderlesestunde eingerichtet.

Nachmittags können die Kinder zwei Stunden Märchen- und Reisebücher lesen oder entleihen.

Doch ist nun nicht gesagt, daß der Hans ein Buch bekommt, weil Günter eins bekam.

In der Stadtbücherei gilt nämlich das Ausleseprinzip. Nur der bekommt ein Buch, der saubere Hände hat. Eine unbürokratische Prüfungskommission kontrolliert das.



Leere Versprechungen

Ein Berliner Schuhmacherlehrling, der es eilig hatte, ein Paar reparierte Schuhe abzuliefern, stieß im Laufenden einige Apfelsinen vom Stand einer Straßenhändlerin herunter. Ohne sich weiter um die auf die Straße rollenden Früchte zu kümmern, lief er hastig weiter. „Warte, du Tolpatsch!“ rief die Frau hinter ihm her, „komm du man bloß her, ick lang dir 'ne saftige Malschelle.“ Der Junge sah sich nur kurz im Laufenden um und rief: „Nee, nee, ooch wenn Se mir zwee vasprechen, komm ick nich.“

AUFWARTS

Jugendzeitschrift des Deutschen Gewerkschaftsbundes. Verlag: Bund-Verlag GmbH., Köln-Deutz, Schleifweg 6. Verlagsleiter: Georg Reuter und Wilhelm Biedorf. Schriftleitung: Hans Treppie. Graphische Gestaltung: Willi Fleckhaus. Telefon 7 08 81. — AUFWARTS erscheint alle 14 Tage. Bestellung bei allen Jugendfunktionären und Postanstalten. Bezugspreis durch die Post vierteljährlich 1,15 DM zuzüglich Zustellgebühr. Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigefügt werden. Kupfertiefdruck: Kölner Pressedruck GmbH., Köln.

Die leise Armee marschiert

Mädchen sind in der Minderzahl — die nichts zu verlieren haben, die ohne jede Bindung sind, die nichts mit sich anzufangen wissen — es werden schon welche kommen, die dies wissen...

Es hat sie immer gegeben, die Landstreicher, die Tramps, die Vagabunden. Und man hat eine ganze Romantik um sie aufgeblasen mit Gedichten und Liedern und Operetten. Aber es wird Zeit, die nackten Tatsachen zu sehen, die hinter der vielbesungenen Lumpen- und Vagabunden-Romantik stehen. Denn je kälter die Nächte jetzt werden, je schneller die Blätter nun fallen, je blasser die Sonne nun scheint, um so eiliger marschieren sie aus allen Richtungen strahlenförmig auf den Industrie-Westen zu. Irgendwie geht unter ihnen die Sage, im Westen hätte man Arbeit für sie, im Städtewirrwarr des Ruhrgebiets gäbe es Unterschlupf, Winterquartiere. So ist sie also jetzt unterwegs, die leise Armee der Namenlosen, Heimatlosen, Arbeitslosen. Die Jugendämter und die Wohlfahrtsstellen wissen ein Lied davon zu singen. Denn auch das ist ein Liedchen von der Landstraße: Mehr als 25 000 Jugendliche, aus der Ostzone geflüchtet, den Auffangslagern entgangen, ziehen über die Straßen des Westens, streunend, stehend, bettelnd, vagabundierend. Außerdem noch 35 000 aus Baden und Bayern, aus der Beklemmung der Flüchtlingslager in Schleswig-Holstein. 60 000 im ganzen, Jungen hauptsächlich, Mädchen weniger, auf der Suche nach Arbeit und Abenteuer. Arbeit finden sie selten, Abenteuer um so mehr. Sie setzen zwar jetzt alle ihre Hoffnung auf die Bergwerke, die Eisenhütten, die vielen tausend Fabriken im Industriegebiet — aber wer will schon solche Typen in seinem Werk beschäftigen? Also bleibt als Endstation der Wartesaal, das Übernachtungsheim, das Jugendamt, das Wohlfahrtsamt. So registriert man sie täglich: fünfzehn in Essen, zwanzig in Bonn, dreißig in Köln. Immer sind es neue. Und jeder einzelne kostet dem Wohlfahrtsamt je Tag und Kopf 3,85 Mark. Dann drückt ihnen die Bundesbahn einen Freifahrtsschein nach ihrem Heimatort in die Hand. Aber da kommen sie nie an. Was sollten sie auch dort? Wahrscheinlich ist in ihrer Heimatstadt auch nichts für sie gekocht. Sonst wären sie ja wohl gleich da geblieben.

Natürlich muß etwas getan werden. Also hat das Bundesvertriebenenenministerium eine Idee: „Das schwerwiegende soziologische Problem der Streunenden kann nur durch die Unterbringung in Gemeinschaftslagern gemeistert werden, in denen dann diesen wurzellosen Jugendlichen eine Bindung gegeben wird.“

Wir sind überzeugt, wenn man diese Sechzigtausend erst einmal in einem Lager hat, dann wird sich schon jemand für sie interessieren. Denn 60 000 junge Männer — Mädchen sind in der Minderzahl —, die nichts zu verlieren haben, die ohne jede Bindung sind, die nichts mit sich anzufangen wissen — es werden schon welche kommen, die wissen, mit solchen Sechzigtausend etwas anzufangen.

Was die Kleinen so für Lieder lernen...

Komm, Casanova, küß mich

Als ich gestern in der Straßenbahn fuhr, brachte ein kleines sechsjähriges Mädchen seine junge Mutti in arge Verlegenheit. Zuerst hatte es ein Kinderliedchen vor sich her gesummt, dann aber sang es: „Komm, Casanova, komm, Casanova, küß

mich...“ Die braven Leute in der Straßenbahn warfen entrüstete Blicke auf Mädchen und Mutti. Mutti bekam einen roten Kopf und stieg an der nächsten Haltestelle aus, und irgend jemand im Wagen sagte: „Was die Kinder doch heute so für Lieder lernen...“

Genau diese Frage stellte sich eine junge Lehrerin in Oldenburg. Und schon bemerkte sie, daß die Lieder, die ein Junge oder ein Mädchen kennt, wichtige Aufschlüsse über das Kind selber geben. Da waren Kinder, die mit einem Schatz von elf Liedern in die Anfangsklasse kamen, da waren andere, die kannten kaum von einem Lied die erste Strophe. Schon das war interessant, und es ergab sich: die einen hatten vor ihrer Einschulung einen Kindergarten besucht, wo man sich um sie kümmerte, die anderen waren meist allein auf sich gestellt aufgewachsen. In jeder Gruppe aber war die Zahl der berufstätigen Mütter groß, weit über 30 v. H. Und viele von diesen Kindern berufstätiger Mütter haben keinen Vater. Die Kinder waren also fast den ganzen Tag allein. Kein Wunder also, daß nicht etwa Mutter und Familie diese Jungen und Mädchen erziehen, sondern die Straße und das Radio.

Werden endlich Schulen gebaut?

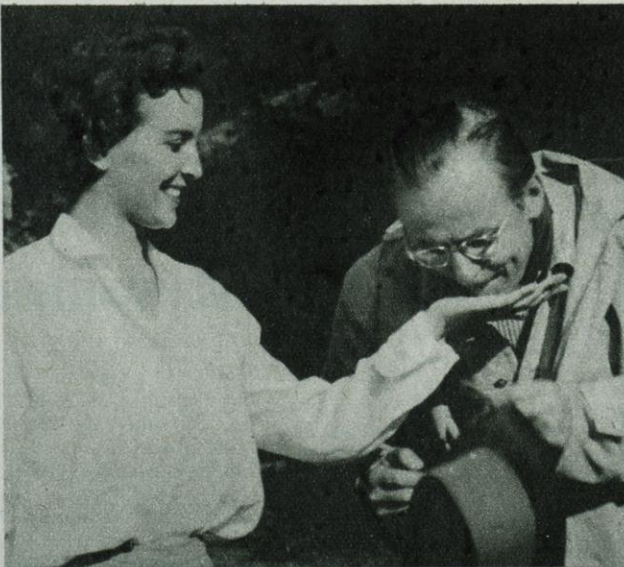
Eine Tatsache: Im Ruhrgebiet haben 122 000 Schulkinder keinen normalen Schulunterricht

Beunruhigend sind in diesen Monaten zahlreiche Berichte von Lehrlingsprüfungen: Die Leistungen in den rein schulischen Fächern liegen in erschreckender Weise weit unter jedem Durchschnitt. Berufs- und Volksschullehrer weisen in Anbetracht dieser Tatsachen immer wieder auf die nahezu unmöglichen, unhaltbaren Unterrichtsbedingungen an den westdeutschen Volksschulen hin. Allein im Ruhrgebiet sind es über 122 000 Schulkinder, die keinen normalen Schulunterricht haben. Immer noch haben fast zwanzigtausend Klassen keinen eigenen Schulraum. Immer ist der mehrschichtige Unterricht an der Tagesordnung: Die eine Klasse kommt morgens, die andere nachmittags, in der nächsten Woche ist es umgekehrt. Niemals aber gibt es Regelmäßigkeit. Niemals aber kommt den „Nebenfächern“ (ein leitender Schullehrer sagte: „Es gibt keine „Nebenfächer“) die Bedeutung zu, die sie für die Entfaltung der kindlichen Persönlichkeit haben, wie Handarbeit, Zeichnen und Turnen. Zugegeben, es ist schon eine Menge für Wiederaufbau und Neuaufbau von Schulen getan worden. Aber was ist das mehr als ein Tropfen auf den heißen Stein, wenn nur ein paar zerstörte Schulen wiederaufgebaut werden, wo doch in jedem Jahr stärkere Jahrgänge die Einschulung erwarten. Die Geburtenkurve der Kriegs- und Nachkriegsjahre ist längst von einem Anstieg der Geburtenzahlen abgelöst worden, darüber hinaus hat der Zuzug ins Ruhrgebiet die Zahl der schulpflichtig werdenden Kinder immer weiter in die Höhe getrieben. Die Kreisbehörde von Dinslaken hat sich die Mühe gemacht, auszurechnen, daß sie allein in ihrem Kreis in jedem Jahr dreißig neue Klassen bauen müßte, um das in jedem

86 v. H. aller Sechsjährigen, so stellte die Oldenburger Lehrerin fest, hören Radio. Der Rundfunk hat gleichsam Mutterstelle angenommen. Da darf es dann auch nicht verwundern, wenn ein kleines sechsjähriges Mädchen in der Straßenbahn „Komm, Casanova, küß mich“ vor sich hinrallert. Nur noch 32 v. H. aller Lieder, die Kinder singen, sind Kinderlieder oder Volkslieder. Vor zwanzig Jahren — es gibt eine Statistik aus dieser Zeit — waren es noch 48 v. H. Während es aber vor zwanzig Jahren nur 1 v. H. an Gassenhauern oder Schlagern waren, die die Kinder sangen, sind es heute schon 21 v. H. Das ist eine Tatsache, die nicht zu überhören ist. Eine Tatsache, die mit fast erschreckender Deutlichkeit beweist, wie wenig Kinder heutzutage noch in einer Weise erzogen werden, die dem Kind und seiner Kindhaftigkeit entspricht. Mit ihren Liedern bringen diese Kinder zum Ausdruck, daß sie heute mehr als früher einer mütterlichen Sorge und Fürsorge bedürfen. Natürlich ist es nicht damit getan, daß man diesen Kindern auf die Schnelle noch ein paar Kinderlieder beibringt — es müssen für sie die Möglichkeiten geschaffen und vermehrt werden, wirklich kindhaftes Leben sich entfalten zu lassen: mehr Kindergärten, mehr Spielplätze. Denn daß in vielen Fällen die Mutter berufstätig ist, Geld verdienen muß, tagsüber nicht zu Hause sein kann, daran wird sich ja in diesem glorreichen „Zeitalter des Kindes“, wie es einmal genannt wurde, wohl doch nichts ändern.

Jahr größer werdende Heer der Abschlüssen aufzufangen. Aber wo werden so viele Klassen gebaut? Darum stehen aber auch den 17 Klassen der Pestalozzischule in Mülheim/Ruhr zum Beispiel nicht mehr als sechs Räume zur Verfügung. Was dabei herauskommt, sind gekürzte Unterrichtspläne, ist eine verminderte Aufnahmefähigkeit der Kinder, ist eine nervliche Überbelastung der Lehrkräfte, sind Spannungen innerhalb der Schulgemeinschaft, ist eine höchstgradige Gefährdung der schulischen Arbeit überhaupt. Das Resultat einer solchen Schulsituation wird sich in acht, zehn, zwölf Jahren noch stärker bemerkbar machen als heute: Hunderttausende von Lehrlingen, jungen Arbeitern und Angestellten ohne ausreichende Volksschulbildung, ohne genügende Vorbereitung auf den Wettbewerb im Berufsleben, auf den Existenzkampf. Es ist klar, die Gemeinden, die Städte allein sind diesem Problem nicht mehr gewachsen. Sie haben nicht genug Geld, um einen Bau von Schulen so durchzuführen, wie er notwendig wäre. Das Land und der Bund müssen mithelfen. Wir legen heute keinerlei Wert mehr darauf, daß der Staat in großen Reden und in vielen Phrasen die Jugend als Garanten der Zukunft besingt. Aber daß für die Heranbildung seiner jungen Menschen genügend Schulen vorhanden sind, das sollte das wenigste sein, was von einem Staat zu verlangen wäre, der soviel auf seine bedeutsame Stellung in der abendländischen Kultur pocht; das dürfte man doch von einem Staat verlangen, in dem mit die höchsten Steuern bezahlt werden.

Die Ergebnisberichte der Lehrlingsprüfungen unterstreichen die Dringlichkeit des Problems.



Alle fressen ihr aus der Hand

Links: Filmstar Ingeborg Körner mit Regisseur Schündler. Rechts: Ingeborg Körner mit Ackergaul Max. Fotos: Seeger

ellte die
Radio,
erstelle
ch nicht
hsjähri-
Komm,
trällert.
Kinder
Volks-
bt eine
es noch
wanzig
n oder
angen,
st eine
t. Eine
kender
Kinder
rzozen
Kind-
iedern
k, daß
ütter-
lürfen.
n, daß
e noch
s müs-
schafft
haftes
r Kin-
daß in
ig ist,
ht zu
ja in
ndes",
doch

t?

erricht

Abc-
erden
ehen
ozzi-
spiel
Ver-
sind
ver-
nder,
der
halb
chst-
Ar-
sol-
acht,
erk-
ende
und
vols-
erei-
ben,
die
sem
ben
von
not-
und
kei-
taat
sen
be-
sei-
len
ste
jen
me
tur
em
ten

un-
des

005

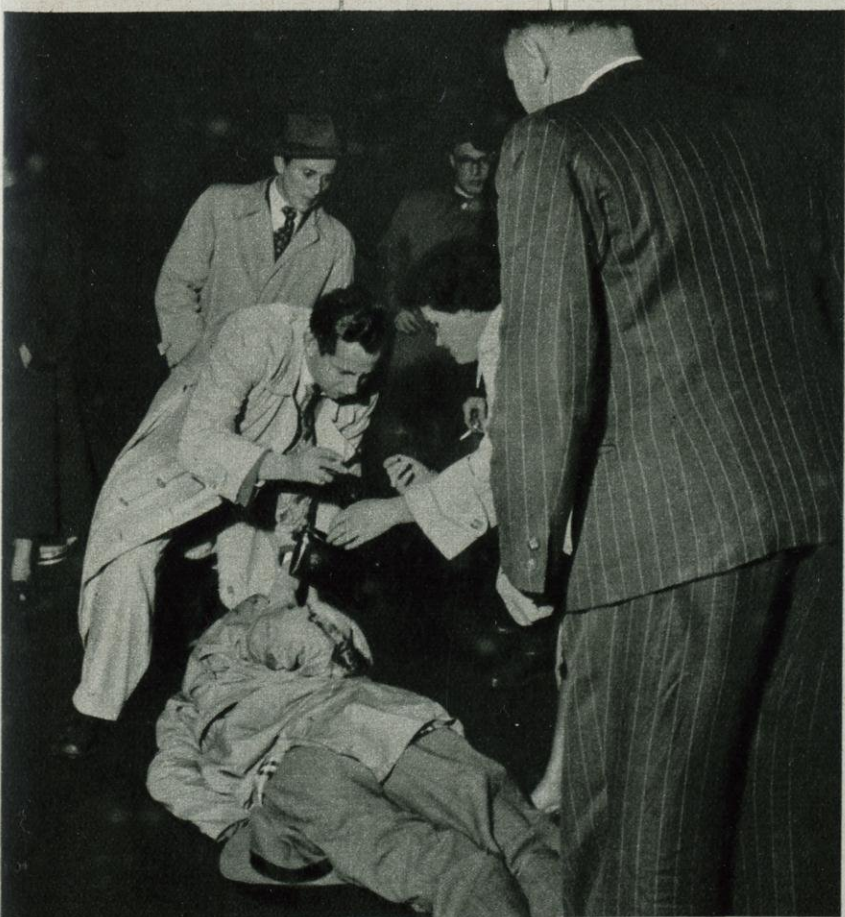
Ein Schrei in der Nacht störte mitternächtliche Straßenpassanten auf. Sie waren auf dem Nachhauseweg von einer Kino-Spätvorstellung, von einem gemütlichen Abend bei Freunden oder von der Arbeit. Und in diesem Augenblick, 0.05 Uhr, ist einer von ihnen das blutige Opfer eines Verkehrsunfalls geworden. Mit schreckgeweiteten Augen und Entsetzen in den Gesichtern starren sie auf den Mann, der soeben von einem Volkswagen überfahren wurde. Noch rührt sich niemand, dem Bewußtlosen Hilfe zu leisten. Noch hält ihnen die Schrecksekunde die Nerven gelähmt. Dann aber begreifen sie: Hier ist ein Menschenleben in Gefahr. Hier muß geholfen werden. So schnell wie möglich.

Fotos: Leykauf



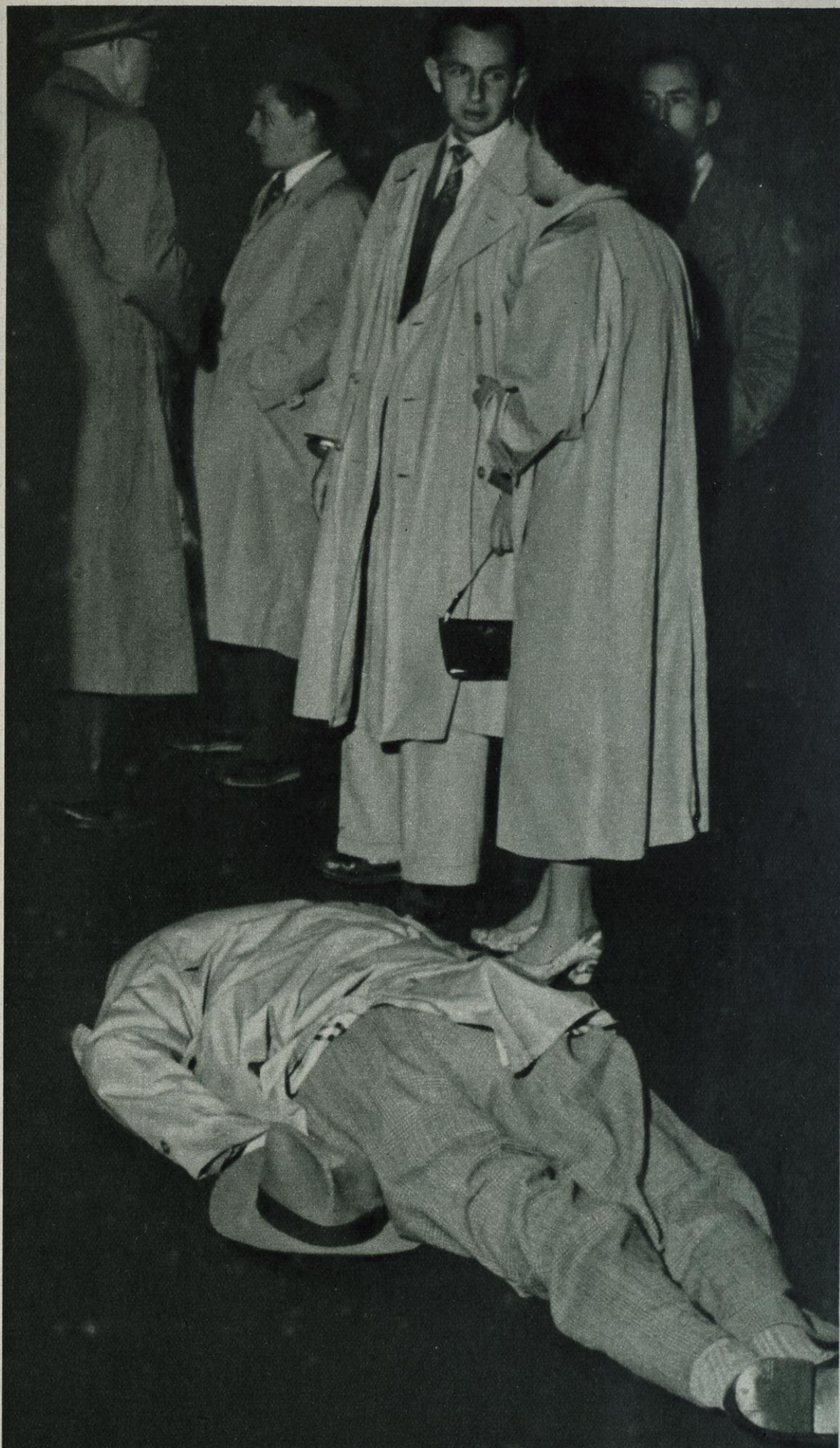
Du kannst der Nächste sein

20 Minuten lang liegt der Schwerverletzte auf der Straße, bevor ihm geholfen wird. Kann es nicht schneller gehen?



006

„Halt! Der Mann wird nicht angefaßt!“ ruft der Fahrer des Volkswagens. Zeugen des Unfalls wollen dem Verletzten Erste Hilfe leisten. „Der Mann muß so liegenbleiben, bis die Polizei kommt“, sagt der Fahrer. Denn zur Klärung der Schuldfrage sind genaue Feststellungen an Ort und Stelle wichtig. Aber schuld oder nicht schuld — in der Zwischenzeit fließt das Blut eines Menschen. Kostbare Zeit vergeht, in der man dem lebensgefährlich Verletzten hätte helfen können. Stöhnend windet sich der Unglückliche in seinem Blut. Aber jedesmal, wenn sich einer der Umstehenden um ihn bemühen will, ruft der Fahrer drohend: „Hände weg!“ Unterdessen ist die Polizei benachrichtigt worden. Wann kommt sie?



012

„Warum hilft denn keiner?“ Sieben Minuten sind seit dem Unfall vergangen. Noch immer liegt der Schwerverletzte mit seinem Schädelbruch und seinen Kopfplatzwunden auf der Straße. „Erst muß die Polizei den Tatbestand aufnehmen“, beharrt der Fahrer. Die Zeugen schimpfen...



021

Nach 16 Minuten ist die Polizei da. Aber sie hilft nicht, sie stellt die Unfallsachen fest. Weiter reicht ihre Zuständigkeit nicht. Unfallhilfe ist Sache der Sanitäter. Und die erscheinen nicht früher als zwanzig Minuten nach dem Unfall. „Die Polizei hat uns erst jetzt verständigt“, sagen sie.

025

Aber sofort zu helfen, dafür ist niemand zuständig. Und auf die Zuständigkeit kommt es ja wohl an...

Mein armer kariertter Anzug

„Hast du es schon gelesen?“

„Was denn?“

„Na, es scheint, als wenn die Polizei deinen Freund Pedro sucht. Sie bezichtigen ihn, ein Radikaler zu sein. Da nimm, lies!“

... die politische Abteilung des Kommissariats ist mit der Verfolgung eines Individuums beschäftigt, über das heikle Nachrichten vorliegen. Es nennt sich Pedro Estrada. Man vermutet, daß er in verschiedene politische Verbrechen verwickelt ist ...

Wenn man von Rom spricht, kling, kling, kling ...

„Wer ist da?“

„Perico.“

Perico war der Diener Estradas, ein treu ergebener Subjekt. Er war arg unwissend, vom Leben aber kannte er mehr als Plutarch. Er leistete Pedro unzählige Dienste physischer und materieller Art. Ich kannte ihn, als er noch Kellner in einem billigen Restaurant auf dem Paseo de Julio war. Dort griff ihn Pedro auf und hatte an ihm einen Knappen, Portier, Sekretär und Stiefelputzer.

„Hallo, Perico, was gibst's Neues?“

„Oh, nichts Besonderes. Ich bringe Ihnen nur einen Brief von Don Pedro.“

Ich riß den Umschlag auf und las.

„Lieber Freund, sicher wirst Du Dich dieses Briefes wegen verwundern, aber — erschrecke nicht — ich werde Dich um nichts Unmögliches bitten. Schicke mir nur mit dem Überbringer dieses Briefes einen Deiner Anzüge. Irgendeinen. Ich habe Dich ja immer mit demselben gesehen. Vielleicht ist das Absicht, um die Unwandelbarkeit Deines Charakters zu beweisen. Schicke ihn mir sofort, ich bitte Dich darum. Die Polizei ist mir auf den Fersen. Ich gehe nach Europa. Auf Wiedersehen, Dein Pedro!“

„Wie, Pedro bittet mich um einen Anzug. Den einzigen, den ich besitze. Unmöglich!“

„Don Pedro hat mir gesagt, daß Sie mir auf jeden Fall einen Anzug geben werden. Das sagt der Brief.“

„Vielleicht weiß aber Pedro nicht, daß ich nur einen habe?“

„Das weiß ich nicht, Herr. Aber er hat mir gesagt, daß Sie ihn mir geben werden ...“

„Wenn ich ihm den Anzug schicke, was soll ich dann anziehen?“

„Das weiß ich nicht, Herr. Don Pedro hat mir nur gesagt, daß Sie mir einen Anzug geben werden.“

„Schweig, Kerl! Wiederhol nicht immer dasselbe!“

„Gern, Herr.“

„Armer Pedro! Du kannst nicht verschwinden. Ich werde an deinem Unglück schuldig sein. Gut. Zum Teufel noch mal! Ich werde ihm meinen Anzug senden und den Bademantel nehmen. Der ist lang, er reicht mir bis zu den Füßen. Außerdem werde ich ein paar Tage im Bett bleiben. Ich werde versuchen, mich zu erkalten.“

„Also ... Sie geben mir den Anzug?“

„Da, nimm! Bring ihn Pedro!“

Ruhig entledigte ich mich meiner Kleidung. Der Anzug war schon allein dadurch berühmt, daß er alt war. Er

war mein Gefährte im Lauf von sechs Sommern und ebensoviel Wintern gewesen.

Ich wünschte mich von ihm zu verabschieden. Ich breitete ihn auf dem Bett aus, Beine und Ärmel geöffnet, und betrachtete ihn von weitem, um das Geschenk nicht zu bereuen. Oh, meine Hosen! Wie leicht gingen sie nun für immer weg! Wieviel Treppen stiegen sie mit mir empor, voller Hoffnungen, und wieviel Treppen fielen sie abwärts ... Wie viele Meilen gingen sie mit mir, um meine wilde Pein zu vergessen und meinen aristokratischen Stolz zu entflammen.

Und die Weste, ihre eigentlichen Taschen gaben nur meinen Fingerring. Und das Jackett! Die Ellenbogen waren angefressen, die Taschen aber stets voller Bücher und Zeitungen. Jede Tasche war früher für mich ein Brunnen der Wissenschaft und der Literatur. In der Innentasche, über dem Herzen, war die Bibliothek meiner Werke, das heißt unveröffentlichte Manuskripte. In einer der Außentaschen, die so groß wie ein Hospital war, trug ich Shakespeare, Milton, Cervantes, Nietzsche und unbezahlte Rechnungen.

Seit jenem Abend sind nun sieben Jahre verstrichen. Pedro fuhr nach Buenos Aires ohne jedes Ziel weg. So wie eben jene reisen, die kein Geld haben oder zuviel. Er ging ohne einen Centimo. Er schiffte sich nach Europa ein, er trug meinen Anzug. Wenn er in Augenblicken des Hungers die Taschen nach Münzen umkehrte, mag er vielleicht zuweilen ein trauriges Sonett gefunden haben.

Drei Jahre nach Pedros Flucht traf ich in Montevideo mit einem gemeinsamen Freund zusammen. Ich fragte: „Weißt du etwas von Pedro? Seitdem er abfuhr, habe ich nicht eine einzige Notiz von diesem Unglücklichen.“

„Oh, du kennst sein Unglück noch gar nicht?“

„Ich weiß nicht.“

„Ist das möglich! Du weißt nicht, daß er gestorben ist?“

„Gestorben?“

„Ja, Freund. Vor drei Monaten starb er in der Schweiz, in einem Dorf unweit von Lausanne.“

„Wieso weißt du es?“

„Einige Stunden vor seinem Tode übergab er dem Konsul einen Brief an mich. Der Konsul sandte ihn mir zu und erklärte mir die Geschichte in einigen beifügten Zeilen. Er schrieb: „Pedro Estrada starb vorgestern. Er ließ den beifügten Brief zurück. Er hatte nicht das geringste Gepäck. Nur, was er auf dem Körper trug. Wir begruben ihn, so wie er war. Mit derselben Leibwäsche und dem karierten Anzug, mit dem er aus Amerika hier ankam.“

„Mein Anzug! Sie begruben ihn mit meinem Anzug! Weißt du, daß es mein Anzug war?“

„Ja, Pedro schreibt es mir in seinem Brief.“

„Und was sagt er sonst noch?“

„Sehr wenig. Sieh, hier habe ich den Brief. Ich will ihn dir zeigen. Hör diesen Satz: Müde des Laufens und des Lebens, müde, zu weinen und nicht zu essen, glaube ich, daß eine galoppierende Schwindsucht mit mir das macht, was die Polizei nicht tun konnte. Ich

sterbe. Ich habe die Papiere zerrissen, die mich kompromittieren. Ich mache kein Testament, denn ich weiß nicht, ob ich ein Recht habe, den Menschen mein Elend und mein Leid zu vermachen. Wenn Du in irgendeiner Schenke meinen Bruder Luis triffst, das einzige Glied meiner Familie, das noch lebt, berichte ihm meinen Tod. Meinem Freund Juan sage, daß ich ihm nichts hinterlassen kann. Ich nehme den karierten Anzug mit mir ins Grab, den er mir zur Flucht borgte. Wenn wir wollen, daß unsere Freunde sich unserer erinnern, ist es nötig, ihnen etwas zu vererben oder etwas von ihnen mit ins Grab zu nehmen. So nehme ich den Anzug mit mir. Sie werden mich darin begraben.“

Hier müßte eigentlich die Geschichte aufhören. Aber da es sich um keine Erzählung handelt, sondern ganz im Gegenteil um ein wahres Erlebnis, muß ich sie so beenden, wie sie sich wirklich zutrug. Alles, was ich schrieb, ist sicher logisch. Es gibt nichts Außergewöhnliches bei einem Mann, der einem Kameraden eine Hose leiht, ein Jackett, eine Weste. Der Kamerad fährt nach Europa, und dort stirbt er. Und sie begraben ihn mit dem Anzug des Freundes. Das Außergewöhnliche kommt später. Die Geschichte verwickelt sich. Es ist leichter zu schwindeln, als die Wahrheit zu sagen. Und so geht nun die Geschichte weiter:

Sie haben uns alle verraten!

Zum sechsten Todestag Wolfgang Borcherts am 20. November

Als alles vorbei war, als alles zusammengebrochen war, als nur noch der Qualm über den Trümmern hing, da schrie einer seine Verzweiflung in das Chaos. Und es war nicht die Not eines Einzelnen — es war das Unglück einer ganzen Generation. Der Generation derer, die hinausgeschickt worden waren in Trommelfeuer und Schlützengräben und die jetzt nicht mehr wußten wohin. Die jetzt draußen standen, draußen vor der Tür.

„Sie haben uns alle verraten. Wie wir ganz klein waren, da haben sie Krieg gemacht. Und als wir größer waren, da haben sie vom Krieg erzählt. Begeistert! Immer waren sie begeistert. Und als wir dann noch größer waren, da haben sie sich auch für uns einen Krieg ausgedacht. Und da haben sie uns dann hineingeschickt. Und keiner hat uns gesagt, wo wir hingingen. Keiner hat uns gesagt, ihr geht in die Hölle. Sie haben Marschmusik gemacht und Langemarckfeiern. Und Kriegserichte und Aufmarschpläne und Heldengesänge und Blutorden. So begeistert waren sie. Und dann haben sie uns nichts gesagt. Nur, macht's gut, Jungens, haben sie gesagt. Macht's gut, Jungens, macht's gut. So haben sie uns verraten. So furchtbar verraten. Und jetzt gehen sie an ihrem Mord vorbei. Einfach vorbei. Sie gehen an ihrem Mord vorbei.“

Das ist eine der Anklagen des Unteroffiziers Beckmann. Der Unteroffizier Beckmann in dem Stück „Draußen vor der Tür“, das waren sie alle, die hingeschickt worden waren, die verraten worden waren. Verraten um ihre Jugend, verraten um ihren Glauben. Und dieser eine war es, der für sie alle sprach, dieser eine, Wolfgang Borchert, der in acht Tagen das Stück schrieb, das „keine Bühne spielen wird, das kein Publikum sehen will“, schrieb er im Vorwort zu „Draußen vor der Tür“.

Sollte er sich geirrt haben? Der NWDR brachte es Anfang 1947 als Hörspiel, und er mußte es noch einmal senden und ein drittes Mal, und die anderen Sender mußten es auch übernehmen, so gewaltig war das Echo. Es hatte alle mitten ins Herz ihrer Gedanken, ihrer Gefühle getroffen. Und man mochte fast glauben, als habe erst dieses „Draußen vor der Tür“, sei es als Buch, sei es als Film „Liebe 47“, sei es als Theaterstück, ihnen das ganze Ausmaß der Katastrophe gezeigt, die über sie hereingebrochen war. In der Tat war es der erste und einzige starke Scheinwerfer, der grell und rücksichtslos die Trümmer in der jungen Generation ans Licht riß, der aufzeigte, wie sehr sie alle draußen vor der Tür standen.

Und dann starb er. Noch im selben Jahr 1947, einen Tag vor der Uraufführung seines Theater-

Sieben Jahre waren vergangen, seit Pedro in meinem karierten Anzug floh. Vier Jahre waren verflossen, seit mir mein Freund in Montevideo die Nachricht von Pedros Tod gegeben hatte.

Heute nun, am 6. Juli 1911, bummle ich durch die Straße Mayo. Ich schlendere langsam dahin. Ich betrachte die verschiedenen Auslagen. Plötzlich bleibe ich wie angewurzelt stehen. In der Tür eines dieser Altwarenläden, die hier sind, baumelt unter den gebrauchten Kleidern mein armer kariertter Anzug. Derselbe Anzug, mit dem sie Pedro in der Schweiz begruben. Eine Halluzination? Ich vermute es. Aber nein. Ich trete in den Laden ein. Ich erblicke den Anzug. Ich prüfe ihn. Ich schwöre euch, es war der meine! Ich kenne ihn so genau! Ich kenne alle seine Winkel. Er war noch viel älter, viel abgeschabter, viel schmutziger, aber es war der meine.

„Wie sind Sie zu diesem Jackett, zu dieser Hose, dieser Weste gekommen?“

„Das geht Sie nichts an“, antwortet mir gereizt der Händler.

„Ja, Herr. Es geht mich etwas an. Sprechen Sie, antworten Sie. Ich bin von der Polizei. Wer hat Ihnen diesen Anzug verkauft?“

„Ach Herr, entschuldigen Sie ... Sehen Sie, ich habe ihn vor etwa zehn Tagen von einem Emigranten gekauft, der vor Hunger starb. Ich hatte Mitleid. Er hatte keine Arbeit und sprach kein Wort Spanisch. Er war ein Schweizer. Mehr weiß ich nicht. Es ist alles, was ich weiß.“

Schließen wir ab. Ich kaufe den Anzug für zehn Pesos. Hier ist er! Ach, wenn er sprechen könnte. Es erschreckt mich, auf der Straße mit ihm zusammenzutreffen. Wenn sein Sterbekleid sogar auf meinen Kleiderbügel zurückkehren konnte, wo wird dann sein Leichnam umherschweifen?

Soiza Reilly
(Aus dem Spanischen übertragen R. Caltofen)

stücks auf einer Hamburger Bühne. Das ist jetzt sechs Jahre her. Am 20. November genau sechs Jahre.

Und schon fängt man an, ihn wieder zu vergessen. Schon fängt die Erinnerung an Wolfgang Borchert an, vielen Leuten unbequem zu werden:

„Was dann kam, dafür gibt es keine Vokabel, davor ist alles Geschwätz. Denn wer weiß ein Versmaß auf das blecherne Gemecker der Maschinengewehre, und wer weiß einen Reim auf den Aufschrei eines achtzehnjährigen Mannes, der mit seinem Gedärm in den Händen zwischen den Linien verwirrt, wer denn? Ach, keiner!“

Wolfgang Borchert hat nur eins geschrieben: kompromißlosen Pazifismus.

Wenn er noch leben würde — würde man ihn zum Kommunisten stempeln, oder würde er harmlose Unterhaltung schreiben, die keinem wehtut und keinem nutzt.

In keinem Fall wäre er mehr Borchert gewesen. Denn Borchert war ehrlich und von unbarmherziger Wahrheitsliebe.

So liegt vielleicht ein Sinn darin, daß er starb, bevor seine Worte verfärbt werden konnten, bevor seine Rufe kein Echo mehr brachten.

Denn in einem hat er nicht geirrt: „Draußen vor der Tür“ ist das Stück, das keine Bühne mehr spielen will. Jetzt. „Draußen vor der Tür“ ist das Stück, das kein Publikum mehr sehen will. Jetzt. Wo wir's vielleicht am nötigsten hätten.

Und wir möchten fast meinen, wir hörten Wolfgang Borchert fragen, heute wie vor sechs Jahren, ob wir denn alles schon vergessen hätten.

„Warum redet ihr denn nicht? Gebt doch Antwort! Warum schweigt ihr denn? Warum? Gibt denn keiner eine Antwort? Gibt keiner Antwort? Gibt denn keiner, keiner Antwort...?“

Die „Offene Tür“ ist geschlossen...

Unter dieser Überschrift wurde im „Aufwärts“ Nr. 23 über einen mißglückten Versuch in Krefeld berichtet.

Die Einrichtung eines „Hauses der Offenen Tür“ in Krefeld entwickelte sich zu einem öffentlichen Ärgernis, und das Haus mußte geschlossen werden. Diesen Vorfall nahm der „Aufwärts“-Reporter zum Anlaß, eine Reportage darüber zu machen, deren Text nicht in allen Teilen unwidersprochen bleiben kann.

Das „Haus der Offenen Tür“ in Krefeld war und ist nicht der erste Versuch dieser Art. Häuser

Das ist Doris Epps, fünfzehn Jahre alt, aus dem kleinen Dorf Faversham in England. In einigen Jahren wird sie die erste Ministerpräsidentin sein, die je ins englische Parlament gewählt wurde. So stellt sie sich wenigstens ihre Karriere vor. Und es stört sie nicht im geringsten, daß die Leute lächeln. Denn es haben schon viele Leute zu lächeln aufgehört, wenn Doris auf Wahlversammlungen sprach. Ihre Mutter sagt: „Doris redet nur von Dingen, die sie kennt und die sie selbst erlebt hat.“ Und Doris hat schon eine Menge erlebt. Ihr Vater ist Landarbeiter. Was er verdiente, reichte niemals aus, um die ganze Familie mit den sechs Kindern zu ernähren. Da mußte ihre Mutter mithelfen. Im Sommer arbeitete sie in den Hopfenfeldern und im Winter in Fabriken. Und Weihnachten mußte sie, statt Geschenke zu kaufen, das Geld zum Doktor tragen, um Rechnungen zu bezahlen. Doris kann schon über einige Dinge reden! Wenn sie zusammen mit Lord Henderson auf den Wahlversammlungen der Labour-Partei für die Gemeinderatswahlen spricht, dann halten selbst die lautesten Zwischenrufer ihren Mund. Über den Sitz im Gemeinderat soll Doris Weg ins Unterhaus führen. Und dann zum Sessel des Premierministers. Wir drücken Doris sämtliche Daumen.



Fotos: Keystone

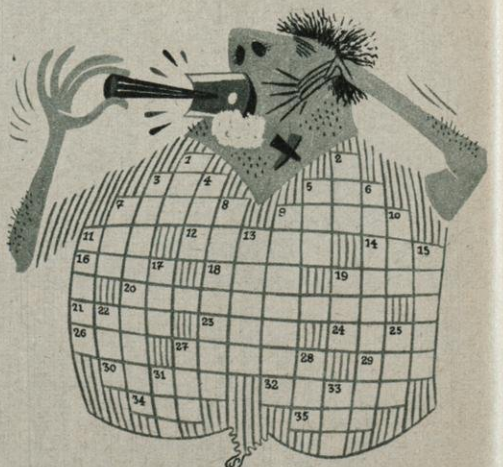
Kreuzworträtsel

a) waagerecht: 3. Hafenanlage, 5. Brotaufstrich, 7. behende, 9. Bodenbelag, 11. Männername, 12. Stadt i. d. USA, 14. röm. Gruß, 16. Laubbaum, 18. Nebenfluß der Donau, 19. bibl. Gestalt, 20. Stadt a. Main, 21. deutscher Schriftsteller, 23. Sportgerät, 24. Männername, 26. Stadt a. d. Nigerspaltung, 27. chem. Element, 29. nord. Münze, 30. Stadt i. d. Schweiz, 32. Blütenstand, 34. Kanton i. d. Schweiz, 35. Frauenname.

b) senkrecht: 1. Monat, 2. Kopfbedeckung, 3. Holzhammer, 4. Meeresgottheit, 5. engl. Insel, 6. Stadt in Thüringen, 7. Stadt in Marokko, 8. Teil des Rasierzeuges, 9. Männername, 10. Frauenname, 11. Körperteil, 13. Verwandte, 15. Getreidepflanze, 17. Hausflur, 19. Papageienart, 22. Stadt in Finnland, 25. Verneinung, mundartl., 27. Kielwasser, 28. Elend, 31. Schiffsseite, 33. rumän. Münze.

Auflösung aus Nr. 22

a) 1. Bast, 5. Adua, 6. Radi, 7. Lese, 11. Oder, 12. Seel, 13. Lage, 17. Ader, 18. Bern. — b) 1. Bar, 2. Ada, 3. Sud, 4. Tal, 7. Los, 8. Ede, 9. See, 10. Erl, 13. Lab, 14. Ade, 15. Ger, 16. Ern.



der Offenen Tür sind eine Einrichtung, die neben vielem anderen mit den Besatzungsmächten von Amerika kam. Um es gleich vorweg zu nehmen, haben wir im Prinzip nichts gegen die Einrichtung dieser Häuser, die ihre Berechtigung haben, natürlich immer unter der Voraussetzung einer sauberen und ausreichenden Leitung und entsprechender Richtlinien, die ein positives, zur Gemeinschaft hinführendes Arbeiten möglich machen. Was in Amerika, von privaten Organisationen geleitet, gut und angebracht ist, muß aber in Deutschland noch nicht die gleiche Beurteilung finden. Es steckt schon etwas Wahres in der Regel, daß man nichts kopieren soll, ohne es den veränderten Verhältnissen anzupassen.

Dadurch, daß sich in Deutschland vor allem die Behörden um die Einrichtung solcher Häuser bemüht haben, wurden die Jugendverbände auf den Plan gerufen, die mit Recht befürchteten, daß hier eine Verbürokratisierung, wenn nicht gar eine Verstaatlichung der Jugendarbeit entstehen könnte. Wir wollen nun nicht mit dem Hinweis auf die Verstaatlichung auf das schlechte Beispiel Krefeld hinweisen. Wir wissen, entgegen der Auffassung des „Aufwärts“-Reporters, daß die Jugendorganisationen in Krefeld sich sehr wohl um diese Einrichtung bemüht haben, weil sie sich sagten, daß nur durch ihre Mitarbeit die obenangeführten Tendenzen verhütet werden können. Anscheinend hat das durch irgendwelche Umstände nicht geklappt.

Wir kennen auch andere Beispiele, bei denen „Häuser der Offenen Tür“ seit langer Zeit gut funktionieren, ebenfalls unter Mitarbeit der Jugendverbände. Das besagt jedoch noch nichts gegen unsere im Prinzip gegensätzliche Auffassung. In solchen Fällen ist die in der Novelle zum RJWG zum Ausdruck gekommene Unterstützung durch die behördliche Jugendhilfe, vom Standpunkt der Jugendverbände aus gesehen, zweifellos ein Fortschritt. Ob dieser Fortschritt auch bei den Fürsorgemaßnahmen zutage tritt, müßte von Fall zu Fall geprüft werden. Aber das haben wir hier nicht zu untersuchen. Uns geht es darum, die Initiative der freien Jugendarbeit zu erhalten.

Wie so vieles andere, braucht auch dieser Versuch seine Zeit zur Entwicklung. Die Jugendverbände haben zweifellos recht, wenn sie über diese Entwicklung sehr sorgsam wachen.

Das alles löst natürlich nicht das Problem der Heimatlosigkeit unorganisierter Jugend. Wir wären die letzten, die Einrichtungen verwerfen würden, die sich als positiv für die Erziehungsarbeit an der Jugend erwiesen haben. Dieser Nachweis muß jedoch noch geführt werden.

Rudolf Herbig

Die Stiefel des Zaren

Von Michael Sostschenko

In diesem Jahr wurde im Winterpalais einiger Krimskrams aus dem Nachlaß des Zaren verkauft. Ob die Initiative dazu vom Museum ausging, kann ich nicht sagen. Ich war mit Katharina Fedorowna Kolenkorow dort. Sie brauchte einen Samowar für zehn Personen. Einen Samowar haben wir dort übrigens nicht gefunden. Entweder trank der Zar seinen Tee aus der Teekanne, oder aber man brachte ihm den Tee aus der Küche bereits in der Tasse — ich weiß es nicht. Jedenfalls war kein Samowar dort.

Dafür gaben es eine Menge andere Sachen. Und diese Sachen waren in der Tat wirklich gut erhalten. Vorhänge und Gardinen aus dem Nachlaß des Zaren, Schnapsgläser, Spucknapfe, Unterröcke und viele andere zaristische Kleinigkeiten. Die Augen gingen einem einfach über, man wußte nicht, was man zuerst betrachten und was man erstehen sollte.

Katharina Fedorowna kaufte an Stelle des Samowars für ihr nunmehr nicht länger zweckgebundenes Geld vier Unterröcke aus reinster Seide. Einfach berückend sahen sie aus. Auch sie stammten aus dem Nachlaß des Zaren.

Ich aber hatte inzwischen ein Paar Stiefel entdeckt. Echte russische Stiefel für achtzehn Rubel. Ich fragte gleich den dafür zuständigen Verkäufer: „Was sind das hier für Stiefel, lebenswürdiger Freund?“

Er antwortete: „Keine gewöhnlichen nicht. Die Stiefel des Zaren.“

„Welche Garantie“, sage ich, „habe ich denn, daß es tatsächlich die des Zaren sind? Vielleicht hat sie irgendein kleiner Diener getragen — und Sie geben sie jetzt für die des Zaren aus. Das ist“ — so sage ich — „nicht anständig und geradezu eine Gemeinheit.“

„Alles hier stammt aus dem Nachlaß des Zaren“, antwortete er. „Wir führen keinen Schund.“

„Zeig sie her“, sage ich, „deine Ware.“ Ich betrachte die Stiefel. Sie gefallen mir ungemein, auch sind sie meine Größe. Und wie sind sie elegant und schmal und adrett! Überhaupt kaum getragen. Vielleicht, daß der Zar sie gerade drei Tage getragen hat. Die Sohle hat noch keine Löcher.

„Mein Gott“, sage ich, „Katharina Fedorowna, sagen Sie selbst, ob es früher möglich war, von den Stiefeln des Zaren auch nur zu träumen? Oder gar in ihnen auf die Straße zu gehen? Mein Gott!“ — so sage ich — „wie rasch die Geschichte sich doch ändert, Katharina Fedorowna!“

Ohne mit der Wimper zu zucken, zahle ich die achtzehn Rubel. Für die Stiefel des Zaren ist das ein angemessener Preis. Ich zahle also die achtzehn Rubel und trage die Stiefel nach Hause. Um ehrlich zu bleiben: Anziehen ließen sie sich schlecht. Von Wollsocken ganz abgesehen — mit einfachen Socken kam man kaum in sie hinein. „Trotzdem“, dachte ich, „werde ich sie eintragen.“

Heidi, das 17-jährige Mädchen aus Stuttgart, Stenotypistin einer großen Textilfirma, hatte bei der Tombola eine Ferienreise gewonnen. Kurz entschlossen nahm sie ihren Urlaub, besorgte sich einen Paß für die Schweiz und fuhr Richtung Zermatt los. Dort begegnete sie erstens einem Berg und zweitens einem Mann. Der Berg hieß Matterhorn, und der Mann hieß Oskar. Er war Bergsteiger und kannte die Alpen. Heidi war gleich Feuer und Flamme. „Nehmen Sie mich mit!“ sagte sie, „ich war noch nie in meinem Leben auf einem hohen Berg...“

„Das ist Oskar und ich“, erzählt Heidi. „Ich hatte keine Ahnung, was man für eine Gipfelbesteigung braucht. Die Hauptsache, dachte ich, sind Butterbrote und heißer Kaffee und ein langes Seil.“ — „Denkste“, sagte Oskar.



Heidi auf dem Matterhorn



„Noch vor Sonnenaufgang brachen wir auf. Der Berg hatte sich hinter einer dichten Nebelwand versteckt. Nur die Spitze durchbrach hin und wieder die Wolken (Bild links). Am Abend des ersten Tages brach ich todmüde in einer Berghütte zusammen. Aber noch kam das gefährlichste Stück. Dunkel und drohend stand das Matterhorn vor uns (Bild rechts). Ungläubig betrachtete ich die Spitze: Da soll ich hinauf?“



„Das ist die »Schulter« des Matterhorngletschers (Bild links). Ein Schritt zur Seite, und man stürzt hunderte Meter tief. Jetzt ist es aber auch nicht mehr weit bis zum Gipfel. Die dünne Luft verursacht Kopfschmerzen, der Wind reißt in den Haaren, Schnee und Sonne blenden: Aber wir haben den Berg bezwungen (oben). Wir stehen 4482 Meter hoch, auf dem höchsten Berg Europas, Oskar und ich. Wir sind glücklich.“

Zweiter Jugendtag der Eisenbahner

Die Schwierigkeiten bei der Deutschen Bundesbahn kamen am 14. und 15. November 1953 in Frankfurt immer wieder zur Sprache

Zweieinhalb Jahre sind seit dem 1. Jugendtag der Gewerkschaft der Eisenbahner Deutschlands vergangen. Also hielt man es für notwendig, wieder einmal zusammenzukommen, um Rückschau zu halten, zu überlegen, zu diskutieren, zu planen, um die künftige Arbeit festzulegen. Als Tagungsort wählte man Frankfurt am Main.

Im großen Saal des Gewerkschaftshauses in der Wilhelm-Leuschner-Straße kamen am 14. und 15. November 1953 57 stimmberechtigte Delegierte zum 2. Jugendtag der GdED zusammen. Der Älteste von ihnen war 41, der Jüngste 20 Jahre alt. Das Durchschnittsalter betrug 21½ Jahre. Auffallend war die große Zahl der Gastdelegierten, bemerkenswert auch das Interesse, das der Hauptvorstand der GdED dem Jugendtag entgegenbrachte. Nicht nur der 1. Vorsitzende dieser Gewerkschaft, Kollege Hans Jahn, weilte lange Zeit unter den jungen Kollegen, sondern auch die Bezirksleitungen waren fast vollzählig vertreten. Mit besonderer Herzlichkeit wurden Gäste aus dem Saarland und aus Österreich gefeiert.

Das Hauptreferat des 2. Jugendtages hielt der Kollege und Bundesbahnpräsident Johann Hatje. Thema: „Die Aussichten des Berufsnachwuchses bei der Bundesbahn.“ Das war ein heißes Eisen. Schon drei der insgesamt 57 Anträge forderten die Übernahme der Lehrlinge in den Bahndienst nach Beendigung der Lehrzeit. Kollege Hatje gab einen ausgezeichneten und umfassenden Überblick über die Beschäftigung und Ausbildung von Jugendlichen bei der Deutschen Bundesbahn. Zum Thema „Aussichten des Berufsnachwuchses“ hätte man allerdings gern Konkretes gehört. Aber vielleicht weiß die Bundesbahn selber noch nicht genau, wie sie ihre schweren Probleme lösen soll. Auf der einen Seite zwingt die wirtschaftliche Lage des Unternehmens zu neuen Maßnahmen und Methoden. Andererseits fühlt man sich zweifellos den Mitarbeitern verpflichtet.

Die Schwierigkeiten bei der Bundesbahn kamen in diesen zwei Tagen immer wieder zur Sprache. Sie wirken sich anscheinend bis in die untersten Bezirke aus und zeigen sich im betrieblichen Alltag der Kollegen. Unter diesem Gesichtspunkt kann man vielleicht (aber auch nur vielleicht) verstehen, daß auf dem 2. Jugendtag der GdED so relativ wenig jugendgemäße Themen zur Sprache kamen. Überhaupt ist es für den Außenstehenden wohl schwer, die ganzen Probleme dieser Gewerkschaft zu verstehen und zu begreifen.

Kein Außenstehender würde vermuten, daß bei unseren Kollegen von der Eisenbahn auch der

Jugendarbeitsschutz ein ernsthaftes Problem ist. Aber der Jugendtag in Frankfurt mußte sich leider auch mit diesen Problemen befassen. Zu den vorgetragenen Beanstandungen gaben keinesfalls nur die Privatbahnen Anlaß, sondern auch bei der Bundesbahn ist nicht alles so, wie es sein soll. Zwar sind die Dienstvorschriften dort in der Regel sehr vorbildlich, aber die Praxis sieht mitunter — besonders auf kleineren Bahnhöfen — anders aus. Auch hier kann es vorkommen, daß in der Berufsausbildung befindliche Jugendliche dem Herrn Bahnhofsvorsteher den Garten umgraben müssen. Unterschied zur freien Wirtschaft: wenn die oberen Gremien dergleichen erfahren, greifen sie scharf durch.

Ein anderes ernsthaftes Problem für die Eisenbahnlehrlinge und Jungwerker ist die Berufsschule. Hier mußten die Delegierten zum Teil heftige Kritik üben, denn in kleinen Ortschaften und auch Städten wissen die Schulleitungen offenbar nicht, was sie mit Eisenbahnlehrlingen und -jungwerkern anfangen sollen. Spezialklas-

sen gibt es nicht. So kann es vorkommen, daß Eisenbahnjungwerker in der Berufsschulklasse für Dachdecker, Maurer oder Uhrmacher sitzen. Es wurde sogar von einem Fall berichtet, daß Eisenbahnlehrlinge der Landwirtschaftsklasse zugeteilt wurden. Ein Teil der Betroffenen war zwar der Meinung, daß sie das Gelernte in der „Landwirtschaft des Vaters ganz gut gebrauchen könnten“. Aber das ist wohl nicht der Sinn der Sache. So forderten die Delegierten in Diskussionen und Anträgen die Beseitigung des Übels.

Wie überall, wo Gewerkschaftsjugend zusammen ist, so wurde auch in Frankfurt nicht nur referiert, diskutiert und abgestimmt. Am Abend des 14. November bereiteten die Jungen und die Mädchen der GdED und der Gewerkschaft Textil-Bekleidung Frankfurt ihren Gästen einige frohe Stunden. Motto: „Gewerkschaftsjugend singt und spielt für die Gewerkschaftsjugend.“ Die älteren Kollegen und zahlreichen Gäste hatten auch ihre Freude daran. Am Sonntagmorgen ging dann sehr früh die Arbeit weiter.

Das Herz des Schnellläufers: 7-PS-Motor

Sportler müssen riesige Kräfte entwickeln

Jesse Owens, der schwarze Sprinter, geht zum Startplatz. Er duckt sich wie ein Tier, das zum Sprung ansetzt. Mit dem Startschuß schnell er los. In 10,2 Sek. 100 m... Wie ein Motor läuft er. Wieviel Pferdestärken leistet dieser Motor? Die Sportphysik wird uns das genau verraten. Jesse Owens wog damals 75 kg. Dieses Gewicht schnellte er in einer Sekunde 10 m nach vorn. Er entwickelte die Kraft eines 7-PS-Motors, eine unerhörte Leistung.

Auf dem Golfplatz schlägt einer den elastischen Ball mit solcher Wucht, daß wir seinen Lauf gar nicht verfolgen können. Wir haben auch nicht gesehen, wie der Schläger den Ball berührte; denn das dauerte nur 6/100 000 Sek. Und in einer Sekunde flog der Golfball 100 m weit durch die Luft.

Dann die Hammerwerfer. Sie wirbeln den Hammer erst in Kreisform herum, damit er den nötigen Schwung bekommt. Wie ein Junge, der eine Kastanie an der Schnur um den Kopf wirbelt, damit die Frucht, wenn er losläßt, samt Schnur möglichst weit fliegt. Wieso eine Kreiselbewegung am Arm zerrt, weiß jeder. Das hundertfache leistet der Hammerwerfer, dessen Hammer mit enormer Wucht nach außen drängt. Im Augenblick des Abwurfs mit 190 kg. Das ist eine Leistung, die wir aufbringen müssen, um

einen großen Konzertflügel in der Luft schwebend zu halten.

Wir alle haben schon Bilder von Rennfahrern gesehen, die an steilen Bergstraßen „kleben“ und treten, daß ihnen der Schweiß in Strömen ausbricht. Ist das Bergfahren wirklich so anstrengend? Die Sportphysiker haben auch das errechnet. Spanne einmal dein Fahrrad vor einen Kohlenwagen von 5 t (100 Zentner) Gewicht und ziehe dann den Wagen mit der Kraft deiner Radlerfüße auf ebener Straße dahin. Dann hast du die Kraft, die ein Rennfahrer an einem steilen Berg aufbringen muß, um nur sein Eigengewicht auf dem Rad vorwärtszubewegen.

Bei einem 10 000-m-Lauf wurde einmal der finnische Wunderläufer Nurmi ärztlich genau überprüft. Nach einer halbstündigen riesigen Anstrengung machte sein Puls 122 Schläge in der Minute, seine Temperatur war auf 38,2 Grad gestiegen, und er atmete viermal schneller als sonst. An Gewicht hatte er 1,1 kg verloren.

Wie elegant der Stabhochspringer über die Latte geht. Und dabei muß er eine Kraft aufbringen, die so groß ist, daß er 225 kg ein Meter hoch stemmen könnte.

Der Boxer landet einen blitzschnellen Linken, und der Gegner geht zu Boden. Keiner sah den

„Abschuß“, nur die Wirkung des „Geschosses“, das der Boxer abfeuerte. Denn unser Auge kann so blitzschnellen Bewegungen gar nicht folgen. Läuft ein Gegner in einen schnellen Schlag hinein, dann trifft ihn der Boxhieb mit rund 300 m Sekundengeschwindigkeit. Das ist das Tempo eines modernen Düsenjägers — und das hält das dickste Fell eines Boxers nicht aus.

Der kleine Finne Tauno Luiro ist einmal in Oberstdorf 139 m weit durch die Luft geflogen, auf Skiern. Der Druck beim Aufprall betrug 200 kg. Kein Wunder, daß auch die stärksten Skiflieger weich in den Knien werden. Universum

BÜCHER

Cilli Wethekam: „Ein Loch im Dach.“ Eine Geschichte, allen gewidmet: den junggebliebenen Eltern und denen, die erwachsen werden. Die Hauptperson — ist gar keine Person. Es ist — ein Loch im Dach eines grünbewachsenen Hauses. Durch dieses Loch sickern — abgesehen vom Regen — auch Verständnis und Vertrauen, Liebe und Hilfsbereitschaft tropfenweise in die Herzen aller seiner Bewohner. Die da sind im Haus: Malvine, 22 Jahre, also erwachsen, sie hat Vaters und Mutters Sorgen auf sich genommen, Jonas, 16 Jahre, zum ersten Male verliebt; verehrt Gerhart Hauptmann aus einem ganz besonderen Grund.

Vorübergehend im Haus Frau von Eschenwald, die ihr Alter nicht verraten möchte und von der Unerfreuliches zu sagen Malvine verboten hat. Außerhalb des Hauses: Dr. Langeschein, der eine Kur verschreibt, die sehr eigenartige Ausmaße annimmt. Im ganzen eine Geschichte: sauber und reizvoll geschrieben. (Verlag Carl Schünemann, Bremen, 208 Seiten mit farbigem Einband, Preis 5,20 DM.)

Lisa Tetzner: „Die schwarzen Brüder.“ Die Geschichte eines kleinen Tessiners und seiner Freunde, die als lebendige Kaminbesen nach Mailand verkauft werden und dort durch die finsternen Kamine hinunter und hinauf klettern mußten, um den Ruß mit nackten Händen zu beseitigen. So vor hundert Jahren. Das Buch schildert die Abenteuer und Erlebnisse solcher „kleinen weißen Sklaven“, wie die damaligen Zeitungen sie nannten. Ein Buch mit sozialem Hintergrund, aufregend und rührend zugleich. (Verlag H. R. Sauerländer, 2 Bände, 245 und 286 Seiten, Halbleinen, Preis je Band 6,80 DM.) Robert Mauke

Rothe/Becker/Zimmermann/Seidel: Jugendschutz und Öffentlichkeit. Verlag Wilhelm Steinbach, München 22, Schließfach 25. Kart., 182 S., DM 4,20.

In diesem Buch gibt Min.-Rat Dr. Fritz Rothe einen Überblick über die Grundsätze und Ziele des Gesetzes im allgemeinen und im einzelnen. Bielefelds Erster Staatsanwalt Dr. Walter Becker, beleuchtet die Geschichte des Jugendschutzgesetzes und stellt Richtsätze auf für die Durchführung des Gesetzes in der Praxis der Polizei und der Justiz. Wie das Jugendschutzgesetz in der Praxis des Jugendamtes funktionieren soll, schildert Georg Zimmermann, Hauptreferent, Berlin. Die Mitwirkung am Jugendschutzgesetz außerhalb des behördlichen Bereiches schildert Hans Seidel, Hauptgeschäftsführer, Hamm. Neben dem Text des Gesetzes zum Schutz der Jugend in der Öffentlichkeit vom 4. 12. 1951 enthält das Buch die dazugehörigen Durchführungsvorschriften, Richtlinien und Erläuterungen aller Länder der Bundesrepublik und Westberlins. Bb.



In einem neuen deutschen Film spielt Grethe Weiser wieder einmal die „komische Alte“. Gunther Philipp, ihr Partner, hat die Aufgabe, ihr aus luftiger Höhe ein Ei auf die Stirn fallen zu lassen. So eine Szene muß natürlich, bevor sie gefilmt wird, geprobt werden. „Ruhe!“ befiehlt der Regisseur und gibt Gunther Philipp ein Zeichen. Der beugt sich weit aus dem Hühnerstallfenster und läßt ein Ei aus dem Korb fallen (Bild links). Es trifft genau Grethes Stirn und zerplatzt... „Cut so“, sagt der Regisseur, „geh dich waschen, Grethe, damit wir noch eins werfen können!“ Fotos: Seeger

Das Ei und Grethe Weiser

Was eine Schauspielerin erdulden muß, wenn andere Leute lachen sollen



Er steht oben, sie steht unten. Er beugt sich vor, um besser zu hören. Da purzelt ein Ei aus dem Korb und... na ja!



Alles Gute kommt von oben, muß Grethe am eigenen Kopf erfahren. Sie trägt es mit Fassung. Jeder Zoll eine Filmkönigin.



Zum erstenmal in ihrer Karriere ist Grethe sprachlos. Der berühmte Mund, der schneller ist als der Schall, ist stumm.

osses",
e kann
folgen.
ag hin-
300 m
Tempo
s hält

hichte,
n und
son —
eines
ickern
s und
weise
nd im
e hat
nnen,
erehrt
deren

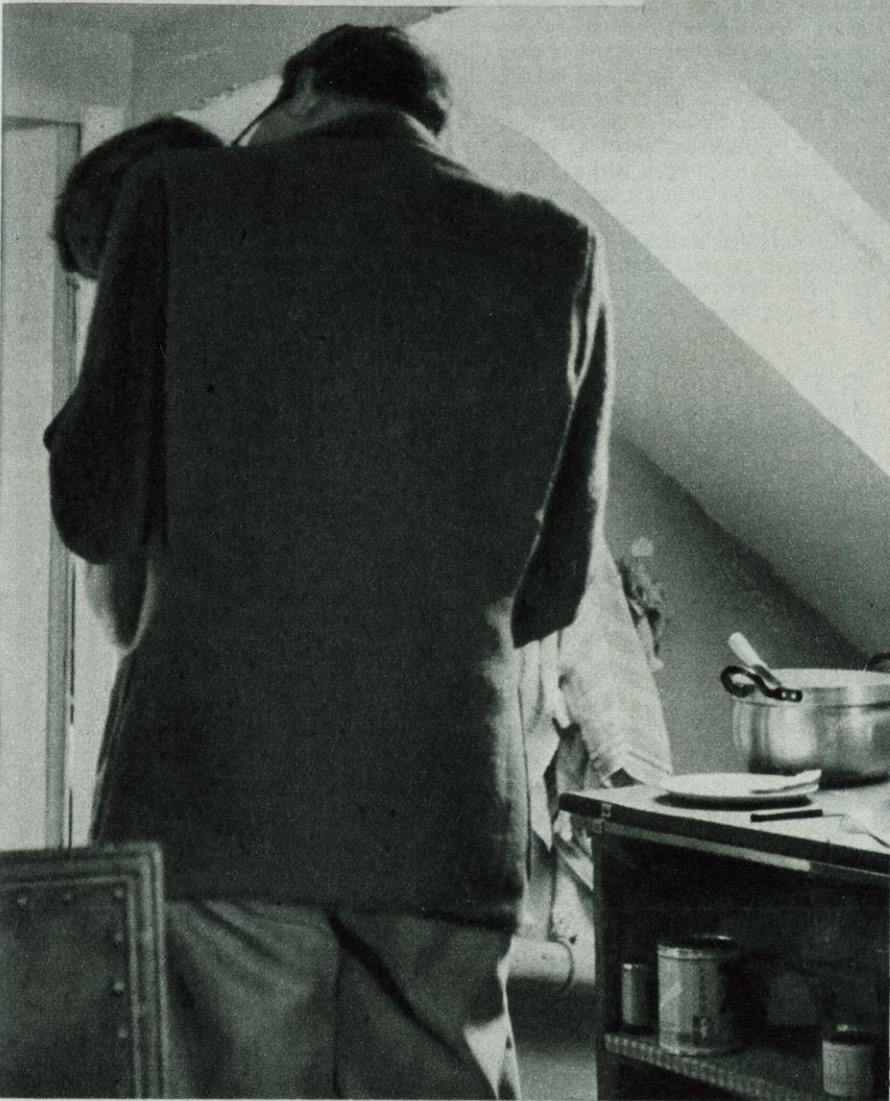
d, die
Uner-
rhalb
reibt,
anzen
eben.
a mit

ichte
e als
werden
und
ckten
Das
lcher
Zei-
nter-
H. R.
nen,
auke

und
a 22,

h e
des
ele-
e r,
ztes
des
stiz.
Ju-
r g
Mit-
be-
e l,
des
zeit
gen
te-
st-
Bb.

n



Fünfehn Briketts schleppt Klaus jeden Morgen aus dem Keller in die Dachkammer, die ganze Tagesration. Das gehört zu seinen selbst übernommenen Pflichten. Ob Opa das auch getan hätte? Wo bleibt die „Mannesehre“?

Jakob nannte sich Jimmy

Man hat vor kurzem in München ein Heft aus einer Cowboyserie beschlagnahmt, auf dessen 46 Seiten fast ausnahmslos getötet, geschlagen und getrunken wurde. Man hat über solche Beschlagnahmen oft gelächelt. Wer wird schon durch derartige Lektüre verdorben?

Jakob zum Beispiel, der sich Jimmy nannte. Das tat er schon, bevor er in einer rheinischen Großstadt 8000 Mark bei einer Bank unterschlug, die ihn als Lehrling beschäftigte. Denn Jimmy las Cowboyromane in jeder freien Stunde. Er las sie nicht nur, er glaubte ihrer verlogenen Romantik Buchstabe für Buchstabe, sie waren für ihn ein Evangelium. Und er brauchte Geld, um nach diesem Glauben zu leben. Und deshalb gibt es für ihn, als er mit den 8000 Mark in der Tasche auf dem Bahnhof steht und sich entscheiden muß, wohin er nun fliehen will, nichts anderes, als seine Wildwestträume zu verwirklichen. Selber einmal Cowboy sein, über die Prärien und Savannen reiten, Erfüllung des Lebens.

Aber wo? In Oberbayern. Denn Jimmy glaubt felsenfest daran, daß es in Bayern noch Urwälder gibt. Also auf nach Bayern. In München gibt es die erste Enttäuschung. Nichts von Trappern, die in Drugstores Waffen und Reitzug für die nahen Savannen einkaufen, kein heißer Präriewind. Nur der Föhn.

Aber Jimmy läßt es sich nicht verdrießen. Er wird in die Urwälder vordringen. Aber dazu braucht er erst einmal einen feurigen Rappen wie Winnetou. Er ersteht ihn in Daglfing, Münchens Trabrennplatz, für unverhältnismäßig teures Geld. Dazu einen Sattel, Zaumzeug und Sporen. Nun kommt die Ausrüstung mit Schußwaffen. Leider verkauft man ihm nur ein Luftgewehr. Dafür treibt er irgendwo einen Patronengurt auf, der sich malerisch um die Schultern legen läßt. Fehlt noch das Haumesser, mit dem man sich den Weg durch den wuchernden Urwald bahnt. Es kostet sieben Mark fünfzig. Und jetzt kann es losgehen.

Auf einmal ist das Geld zu Ende. 8000 Mark in die Luft geblasen. Die Wildwestpläne werden aufgegeben. Dafür ein Fluchtplan geschmiedet, denn die Hotelrechnung kann nicht mehr bezahlt werden. Aber Jimmy hat Pech. Als er bei Nacht und Nebel das Hotel verlassen will, nimmt ihn der Portier beim Kragen. Die Münchner Polizei ist zwar weniger

...wie sie heute leben

Junge Ehen heute - Man lebt anders als zu Großmutterzeiten (Erster Teil)



Das Badezimmer fehlt und vieles andere auch noch. Statt Bad gibt es ein Badewännchen, und das tut vorerst einmal gute Dienste (links oben). Es gibt kaum noch ein junges Paar, das die „komplette Aussteuer“ — zu Großmutterzeiten unentbehrlich — mit in die Ehe bringt. Auch Klaus und Helga, deren junge Ehe der „Aufwärts“-Fotograf be-lauschte, haben klein angefangen. Wenn sie auf die Aussteuer alten Stils warten wollten, müßten sie noch zehn Jahre warten. Aber wer wollte das den beiden zumuten?



Die Ladentheke älteren Jahrgangs dient als Küchenschrank. Wo früher der Verkäufer stand, steht nun Frau Helga und bereitet den Morgenkaffee. Klaus zündet der- weil die erste Pfeife an. Zwischendurch gibt's den Morgen- kuß (links). Da sagt Helga: „Der Brikettkasten ist leer.“



Gemeinsam trinkt man den Morgenkaffee. Anschließend müssen beide zur Arbeit fahren. So spricht man noch einmal über den kommenden Tag und auch über die Neuigkeiten in der Zeitung. Denn Helga kann mitreden bei dem, was ihr Mann da gerade vom neuen Bundestag erzählt. Sie ist kein Hausmütterchen alten Stils. (Im nächsten Heft geht es weiter)



KULTURBEUTEL

Diverses, auf- und abgeschrieben von Palm

★★ An der „Europäischen Auto- gramm-Börse“ in Brüssel wer- den Unterschriften Dr. Adenauers mit 50 DM gehandelt (vor den Wahlen nur 2,40 DM). In Amerika stieg das Adenauer- Autogramm nach den Wahlen auf 10 Dol- lar. Ein echter Adenauer ist also jetzt genau soviel wert wie eine echte Rita Hayworth, deren Autogramme ebenfalls mit 10 Dollar gehandelt werden. An der Spitze liegt Exkönig Faruk mit 40 Dollar, für den großen Albert Einstein bietet man nur knapp einen halben Dollar.

★ Die ersten Empfänger für farbige Fernsehen werden im Sommer 1954 in Amerika auf den Markt kommen.

★ In China sind in den letzten zwölf Monaten 850 Millionen Bücher ge- druckt worden. Best-Seller wurde mit der höchsten Auflage von 11,5 Millionen eine illustrierte Ausgabe des vom kommunisti- schen Regime neu verkündeten Heirats- gesetzes.

★ Die englische Illustrierte „Picture Post“ erhielt eine Anfrage: „Die Garbo braucht nur eine Bewegung zu machen, und die Film-Klatschschreiber ge- raten außer Rand und Band. Jeder sagt: „Sie hätten mal die Garbo erleben müs- sen als Königin Christina, als Marie Wa- lewska...“ Ich frage Sie, warum sieht man denn keinen der gro- ßen Filme der göt- lichen Garbo mehr?“ Die „Picture Post“ fragte Metro-Gold- wyn-Mayer. Sagte MGM: „Nach Greta- Garbo-Filmen be- steht kaum eine Nachfrage.“



★ Die staatliche spanische Museums- kommission lehnte ein Bild als minderwertig ab. Ein Maler aus Bilbao kaufte das Gemälde für sechzig Mark. Inzwischen ist das Bild als echter Goya ermittelt worden. Wert 30 000 DM.

★ Nicht enden wollender Applaus im Opernhaus von Lille, als Samson in „Samson und Delilah“ im letzten Akt den Tempel einriß. Die Darsteller verneigten sich immer und immer wieder vor dem begeisterten Publikum. Nur einer fehlte: der Titelheld. Durch einen Kabelriß war der stolze Tempelbau nicht nur zum Schein, sondern wirklich eingestürzt, und „Samson“ lag mit biblischer Echtheit unter den Trümmern des Tempels.

★ Jeder Filmpro- duzent sagt von seinem neuesten Film: „So will es das Publikum!“ Jeder Filmkritiker sagt dann: „So will es das Publikum bestimmt nicht!“ Und so sagt Carol Reed, „Dritter- Mann“-Regisseur: „Ich weiß nie, was das Publikum will. Und ich glaube, das Publikum weiß es auch nicht.“



★ Dem UNO-Hochhaus in Neuyork wurde eine antike Zeus-Statue zum Geschenk gemacht. Eigentlich ist der supermoderne UNO-Wolkenkratzer kein Aufstellungsplatz für antike Götterstatuen. Aber der höchste Gott des klassischen Altertums war Beschützer des Rechts, der Verträge und der Gemeinschaft überhaupt. Und darum ist die UNO vielleicht doch noch ein Job für den alten Zeus.

★ „Das Publikum will nur noch erst- klassige Filme sehen, schlechte Filme kann es oft genug zu Hause in seinem Fern- sehgerät sehen“, sagte Filmproduzent Samuel Goldwyn.

Leser schreiben an den Aufwärts

Unflätige Wörter

Der Artikel „So ist mir schon einmal einer gekommen“ in Nr. 23, der sich gegen die ehemaligen Ausbildungs-Unteroffiziere der Wehrmacht wendet, scheint mir in seiner moralischen Zuspitzung geradezu untragbar für eine deutsche Jugendzeitschrift. Sie sollten sich schämen, so unflätige Wörter in einem Artikel niederzuschreiben. Matthias Pantz, Braunschweig

Preußische Unteroffiziere

... muß ich sagen, daß der Verfasser des Artikels „So ist mir schon einmal einer gekommen“ endlich einmal mit den preußischen Unteroffizieren abgerechnet hat. Ich wurde 1943 auch mit 17 Jahren Soldat, und das erste Wort, das ich von unserem Unteroffizier hörte, war „Arschgeige“. Genau so wie der Verfasser des (oben genannten) Artikels wurden meine Kameraden und ich bei unserem ersten Ausgang in Frankreich von unserem Unteroffizier ins Bordell geführt. Man sieht doch, daß diese Fälle beim preußischen Kommiß nicht nur vereinzelt waren. Jürgen Jentsch, Hamburg

Zartbesaitete Leser

Sollte sich einer Ihrer Leser über den Artikel „So ist mir schon mal einer gekommen“ aufregen, so sei ihm folgendes gesagt: Die Unflätigkeiten, die in diesem Artikel stehen, stammen aus den Gehirnen deutscher Unteroffiziere. Sie sind nicht eine Erfindung des „Aufwärts“. Der „Aufwärts“ hat nur wahrheitsgetreu berichtet, was sich diese Unteroffiziere erlaubten. Zartbesaitete Leser sollten sich also über die Biestereien aufregen und nicht über die Zeitschrift, die den Mut hat, vor solchen Subjekten, die doch in unserer künftigen Armee auch wieder eine Rolle spielen werden, zu warnen. Ich persönlich habe auch sehr anständige Unteroffiziere kennengelernt, die mir geholfen haben, den unerträglichen Barras zu ertragen. Fritz G., stud. phil.

Genügender Beweis



„Aufwärts“-Foto



Privat-Foto

Es war für uns eine große Blamage und Beleidigung als wir das Bild in Nr. 18, Seite 1, mit der gemeinsamen Aufschrift fanden. Es war auf der Urlaubsreise durch Süddeutschland. Wir fordern Sie daher auf uns einen Schadenersatz zu zahlen. Das Motorrad auf dem Bild war da noch älter, wir hoffen das der Beweis genügt. Die Bilder bitte mit zurückschicken. Hochachtungsvol

Rudi Spedowski, Hans Rugchase, Ahrensburg i. W.

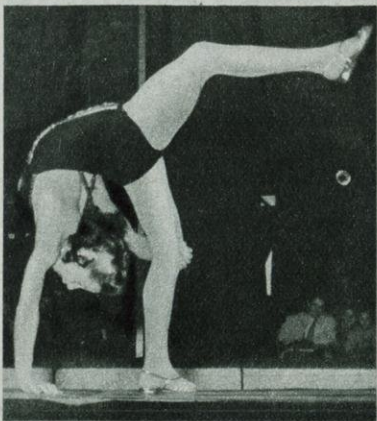
DGB-Wandergesellen

Zum Fragekasten in Nr. 23 möchten wir euch sagen:

Ist euch wirklich nicht bekannt, daß gerade die Gewerkschaften dieses Wandern fördern und jede Verwaltungsstelle der IG Bau — Steine — Erden ihren Mitgliedern, die auf Reisen sind, eine Reiseunterstützung zahlt? Laßt euch doch einmal von alten und jungen „Schlipsgesellen“ etwas erzählen oder schreiben. Ihr kennt doch die wandernden Maurer- und Zimmerergesellen mit dem großen Hut und den weiten Hosen, der zünftigen Kluff. Also nicht nur die Innungen, sondern auch die Gewerkschaften sind es, die das Gesellenwandern unterstützen. Bedingung ist allerdings, daß jeder organisiert ist und ein Handwerk erlernt hat. IG Bau — Steine — Erden, Verwaltungsstelle Hamburg

Japanischer Brief

Den „Aufwärts“ schätze ich hoch, weil er hauptsächlich auf die junge Leserschaft zielt, und daher ist er für die Generation bestimmt, die die Zukunft Deutschlands eines Tages auf eigenen Schultern zu tragen hat. Alles, was sie denkt und tut, ist sehr, sehr wichtig... Fast jede Zeitschrift, die Du mir sendest, ist für mich sehr interessant, weil sie deutsche Menschen und Dinge ohne Schleier und Schmuck, im ganzen genommen, das lebendige Deutsche, wie es ist, mir ehrlich mitteilt... Dein Matsuo Matsui, Zaimokuza Nr. 17, Kamamura — Japan



Monikas Glanznummer ist der akrobatische Tanz. Was das Publikum jeden Abend staunend sieht, ist das Ergebnis einer jahrelangen Übung.

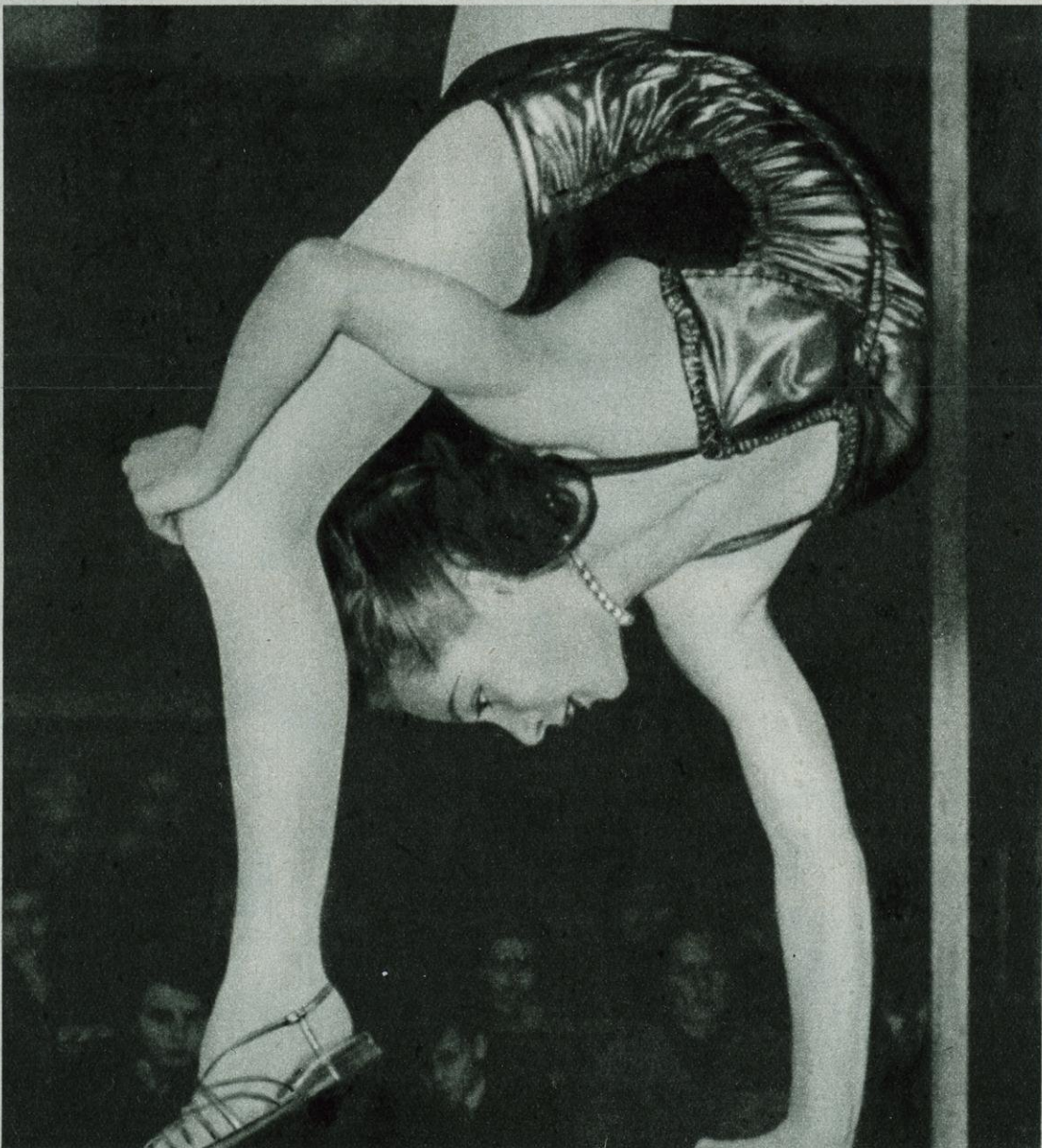


Europa und Afrika erfreuten sich an Monikas akrobatischer Kunst. Bild rechts: Sie steht auf einem Bein und einem Arm... Leserinnen, macht's nach!

Kleine Monika - ganz groß: Das Trikot liegt gut, die Nähte der Netzstrümpfe sitzen gerade, ein wenig Lippenrot muß noch dazu, der Scheitel ist nicht ganz in Ordnung, sagt der kleine Spiegel im Wohnwagen der Familie Schäfer (Foto links), und Monika Schäfer ist eilig: „In vier Minuten muß ich auftreten. Ich bin gleich wieder da.“ Und dann sieht man sie im Scheinwerferlicht der Manege, staunt über ihr enormes Können (unten), hört den Beifall des Publikums, lacht über den niedlichen Knicks, mit dem sie sich verabschiedet. Schon steht sie wieder im Wohnwagen. Zu erzählen gäbe es nichts, meint sie zu dem Aufwärts-Reporter. Und zu schreiben gäbe es schon gar nichts. Monika ist Artistin, genau wie der Vater, genau wie die Mutter und der Bruder. Sie wissen die Leistungen Monikas zu schätzen. Mit sechs Jahren hat sie schon angefangen, jetzt ist sie 13. Wenn sie weiter so fleißig übt, kann sie noch mehr erreichen. Derweil zieht sich Monika das Strickkleidchen über und die Wollstrümpfe an (rechts) und läuft lachend aus dem Wohnwagen: Große Monika, sie ist doch noch ein kleines Mädchen.



Manege frei für Monika



Hier Auskunft

Leser fragen. Wir antworten. Täglich haben wir seit Jahren eine Reihe von Leserfragen zu beantworten. Wir tun dies gern. Da viele Fragen alle Leser interessieren, werden wir an dieser Stelle laufend einige Fragen und Antworten veröffentlichen. Red.

Einmischen

In unserer Gruppe entstand vorige Woche eine große Meinungsverschiedenheit, bei der es hoch herging. Die Frage, um die es ging, lautete: Dürfen sich die Jugendvertreter des Betriebes in Angelegenheiten der Jugendgruppen einmischen, wenn die Gruppenmitglieder vom selben Betrieb sind? Ich selber sage als Gruppenleiter nein. Ich bin der Ansicht, daß der Gruppenleiter die Geschicke der Gruppe lenkt, denn dafür ist er

Ja gewählt worden. Außerdem kann nicht jeder etwas zu sagen haben. Bisher ist es noch immer so gewesen, daß viele Köche den Brei verderben. Helmut Dresch, Dortmund.

Im Betriebsverfassungsgesetz sind die Aufgaben der Jugendvertreter genau festgelegt. Es ist nirgendwo davon die Rede, daß die Jugendvertreter etwa die Vorgesetzten der Gruppenleiter wären oder ihnen Anordnungen zu geben haben. Du bist mit deiner

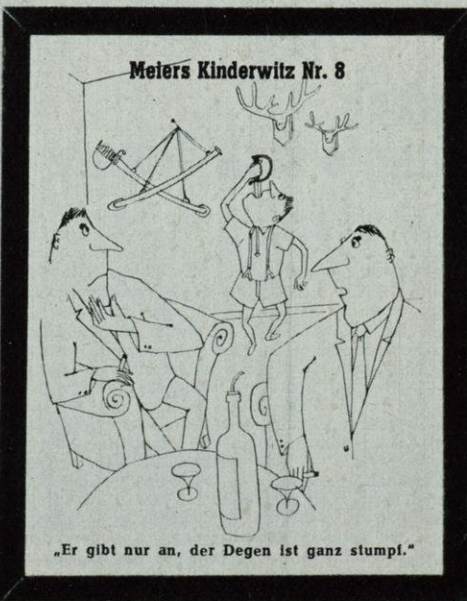
Ansicht ganz im Recht: Der Gruppenleiter ist für seine Gruppe verantwortlich.

Liebe

Ich bin ganz ratlos. Seit einem Jahr kenne ich ein hübsches und anständiges Mädchen. Wir treffen uns aber nur einmal in der Woche, d. h. sie läßt sich nicht dazu bewegen, öfter mit mir auszugehen. Ich möchte schon, aber sie macht sich mit Absicht rar. Ich habe immer geglaubt, sie würde mich

sehr lieben. Aber was soll ich davon halten, wenn sie auf der einen Seite bereit ist, mich in zwei Jahren zu heiraten, auf der anderen Seite aber so zurückhaltend ist, wenn ich mich mit ihr öfter als einmal in der Woche treffen möchte? H. K. B.

Freue Dich, daß Dein Mädchen so ist. Herzlichen Glückwunsch! So wie Du den Fall darlegst, scheint uns kein Grund zur Resignation vorhanden zu sein. Wir glauben, gerade weil sie Dich liebt und weil Ihr in zwei Jahren (erst) heiraten wollt, deshalb macht sie sich „rar“. Der künftigen Ehe wird es keinesfalls zum Schaden gereichen. Sprich einmal mit erfahrenen und aufgeschlossenen Eheleuten darüber.



„Er gibt nur an, der Degen ist ganz stumpf.“